

# Schweizer am Schwarzen Meer

## Eine Auswanderungsgeschichte ohne Happy End

*Dominik Wunderlin*

Das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten veröffentlicht jeweils gegen Ende Februar eine Auslandschweizerstatistik.<sup>1</sup> Demnach lebten am Silvestertag 2016 insgesamt 774.923 Schweizerinnen und Schweizer im Ausland. Gegenüber dem Vorjahr entsprach dies einer Zunahme von 2,9 Prozent, was deutlich mehr war als in der Vorjahresbilanz. Bei der vorgenannten Gesamtsumme an Auslandschweizerinnen und -schweizern ist zu beachten, dass nur jene Personen erfasst sind, die sich bei einer schweizerischen Vertretung irgendwo im Ausland angemeldet haben. Mitgezählt sind bei den rund 775.000 Personen auch die Doppelbürger, welche beachtliche 73,5 Prozent der Gesamtzahl ausmachen. Nicht erfasst sind indes alle jene Schweizer und Schweizerinnen, die heute keinen Schweizer Pass mehr besitzen, aber schweizstämmig sind und auch die Traditionen ihrer alten Heimat – zumindest bei Festlichkeiten – mit Herzblut pflegen. Entsprechendes ist uns vor allem bekannt aus einschlägigen Schweizer Gründungen in den USA und in Südamerika.

Laut der vorgenannten Statistik leben in Übersee derzeit 185.015 Personen, davon allein in den USA 81.075. Die Spitzenpositionen nehmen aber – und dies ist schon seit vielen Jahrzehnten so – die Nachbarländer Frankreich mit leicht über 200.730 und Deutschland mit 89.390 Personen ein. Bescheiden hören sich dagegen die Zahlen jener Staaten an, denen wir uns nun als Auswanderungsland der Schweizerinnen und Schweizer zuwenden: Russland mit 776 Personen mit dem roten Pass und die Ukraine mit 216 Personen.

Diese rund 1.000 Schweizer Staatsangehörigen sind wohl ausnahmslos Vertreter der nunmehr dritten Schweizer Einwanderungswelle in die genannten Staaten. Sie sind nach der politischen Wende immigriert, um ihre in der westlichen Marktwirtschaft geschulten Kenntnisse den postsowjetischen Ländern zur Verfügung zu stellen, oder sie reizte die Gründung von Firmen, die neue Produkte auf den Markt bringen. Solche Unternehmer sind in aller Regel von einem Pioniergeist erfüllt, der an jene Schweizer erinnert, die in der Spätzeit des Zarenreichs eingewandert waren und als Angehörige der ersten Schweizer Einwanderungswelle gelten. Diese brach 1917 mit dem Ausbruch der Revolution ab. Mehr noch: ungefähr 8.000 Schweizerinnen und Schweizer verließen ihre neue Heimat meist notfallmäßig.<sup>2</sup> Doch es gab auch jene, die blieben, da sie bereits russifiziert waren, kein Interesse an ihrer Stammheimat hatten und auch längst das Schweizer Bürgerrecht aufgegeben hatten. Und dann gab es auch jene, die im nun kommunistisch gewordenen Land ihre Zukunft sahen. Manche von ihnen wurden dennoch Opfer der stalinistischen Säuberungen, andere konnten ihr entfliehen. So auch die zwei Basler Architekten und überzeugten Linken Hannes Meyer<sup>3</sup> und

---

<sup>1</sup> Vgl. [https://www.eda.admin.ch/dam/eda/de/documents/publications/AuslandschweizerinnenundAuslandschweizer/Auslandschweizerstatistik/2016-Auslandschweizerstatistik\\_de.pdf](https://www.eda.admin.ch/dam/eda/de/documents/publications/AuslandschweizerinnenundAuslandschweizer/Auslandschweizerstatistik/2016-Auslandschweizerstatistik_de.pdf) (Stand: 02.02.2018).

<sup>2</sup> Vgl. JOSEF VOEGELI, *Die Rückkehr der Russlandschweizer 1917–1945*, Zürich 1979.

<sup>3</sup> Meyer wurde 1928 Nachfolger von Gropius am Bauhaus in Dessau und emigrierte 1930 nach Moskau.

Hans Schmidt, die Moskau verließen, bevor es für Ausländer und vor allem für alle mit deutsch klingenden Namen lebensgefährlich wurde.

## Schweizer Kompetenz war gefragt

Die beiden vorgenannten wichtigen Vertreter des Neuen Bauens waren keineswegs die ersten Fachkräfte im Bereich von Planen und Bauen, die im Laufe der letzten Jahrhunderte den Weg nach Russland gefunden hatten. Wenn wir auf die Tätigkeiten blicken, welche Russland-Schweizer der ersten und langen Einwanderungswelle ausübten, dann bildeten Architekten, Baumeister und Ingenieure sowie Bauhandwerker (wie z. B. Stuckateure) im Zarenreich eine gewichtige Gruppe. Denken wir nur an Domenico Trezzini, der im Auftrag Zar Peters I. die neue Hauptstadt St. Petersburg baulich geprägt hat, und an Domenico Gilardi, der Moskau nach dem Brand von 1812 spätklassizistisch gestaltet hat.

In der russischen Schweizer Kommunität, deren Mitglieder in den großen europäisch-russischen Städten wie Moskau, St. Petersburg, Kiew und Odessa Kontakt untereinander und zur alten Heimat pflegten und sich in Vereinen und Clubs trafen, fanden sich neben den Bauleuten viele Intellektuelle und Fachleute. In den einschlägigen Aufstellungen<sup>4</sup> treffen wir in großer Zahl reformierte und katholische Geistliche, viele französischsprachige Gouvernanten und Erzieherinnen sowie Hauslehrer wie z. B. den späteren Literaturnobelpreisträger Carl Spitteler, Ärzte und Wissenschaftler wie die Basler Mathematiker Leonhard Euler, Daniel und Nikolaus II. Bernoulli. Auch in den Banken- und Versicherungssektor, in den Handel und in die Industrie gingen viele Schweizer als Spitzenkräfte. Manchmal stammten viele Fachleute einer Branche aus dem gleichen Kanton, so wie die Uhrenmacher aus Neuchâtel, während Appenzeller (aus dem protestantischen Landesteil) in der Textilbranche eine große Rolle spielten, wo auch Meister aus dem 1798 eidgenössischen Mulhouse wirkten. Traditionell aus Graubünden kamen die letztlich viele hundert Köpfe zählenden Zuckerbäcker und Cafétiers.

Eine ebenfalls auffällige Berufsgruppe, die aber erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts in größerer Zahl einwanderte, bildeten die Käser. Sie stammten fast ausschließlich aus dem Kanton Bern, oft aus dem Oberland. 732 der erfassten 908 Käser waren Berner, wovon einige wohlhabend und Besitzer eigener Landgüter wurden.<sup>5</sup> Viele richteten sich ihre eigenen Käsereien und Molkereien ein, andere wurden Kaufleute und spezialisierten sich auf den Käsehandel. Um den Ersten Weltkrieg waren Schweizer Käser zwischen Finnland und der Mandschurei operativ tätig und hatten großen Erfolg mit Emmentaler und Tilsiter.<sup>6</sup> Anlass zur Auswanderung der Berner Käser gab um 1850 eine Krise als Folge eines Umbruchs in der alpinen Milchwirtschaft.<sup>7</sup>

---

<sup>4</sup> Vgl. CARSTEN GOEHRKE, Die Auswanderung aus der Schweiz nach Russland und die Russlandschweizer. Eine vergleichende Forschungsbilanz, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 48 (1998), S. 291–324, hier S. 297–307; RUDOLF MUMENTHALER, Zürcher in Russland, in: Von Zürich nach Kamtschatka. Schweizer im Russischen Reich, hg. von EVA MAEDER und PETER NIEDERHÄUSER, Zürich 2008, S. 11–24, hier S. 13–18.

<sup>5</sup> GISELA TSCHUDIN, Schweizer Käser im Zarenreich. Zur Mentalität und Wirtschaft ausgewanderter Bauernsöhne und Bauertöchter, Zürich 1990, S. 18 und passim.

<sup>6</sup> Der heute in der Schweiz seit 1893 produzierte und in den Export gehende Tilsiter-Käse ist zur Hauptsache einer Rezeptur zu verdanken, die rückgewanderte Schweizer aus Ostpreußen mitgebracht hatten.

<sup>7</sup> TSCHUDIN, Schweizer Käser (wie Anm. 5), S. 27 ff.; vgl. auch ALFRED G. ROTH, Talkäsereien. Zur Aufnahme des Betriebes in der Schweiz, Burgdorf 1977.

## Schon früh an der Wolga

In einer vergleichenden Forschungsbilanz stellt der Zürcher Osteuropa-Historiker Carsten Goehrke fest: „Wer nur landwirtschaftliche Erfahrungen vorweisen konnte, wurde im Zarenreich nicht gebraucht und wanderte eher nach Übersee aus. Bauertöchter allerdings konnten sich in Russland als Kindermädchen verdingen. Insofern unterschied sich das Berufsprofil der Russland- stark von der Überseemigration.“<sup>8</sup> Tatsächlich haben die Schweizer mit Blick auf den Primärsektor nur eine Nebenrolle gespielt. Zwar wird in älterer Literatur gerne kolportiert, dass Schweizer zwischen 1762 und 1775 in beträchtlichem Umfang – man sprach von rund tausend bei insgesamt 23.000 Einwanderern – an der Gründung der Wolgadeutschen Kolonien beteiligt gewesen seien.<sup>9</sup> Diese schon seit längerer Zeit angezweifelte Behauptung<sup>10</sup> konnte kurz vor der Jahrtausendwende durch russisches Archivmaterial widerlegt werden: Die nun nachgewiesenen 48 Wolgakolonisten schweizerischer Herkunft machen mit Bezug auf die Gesamtzahl aller „lediglich 0,2 bis 0,3 Prozent“ aus,<sup>11</sup> die sich von den versprochenen Privilegien der Zarin Katharina II. angesprochen gefühlt hatten. Dennoch ist es ein bemerkenswertes Faktum, dass bis zur Aufhebung der wolgadeutschen Sowjetrepublik im Jahr 1941 nördlich von Saratow ein gutes halbes Dutzend Bauerndörfer mit Schweizer Namen wie Schaffhausen (heute: „Wolkowo“), Zürich („Sorkino“), Glarus („Georgiewka“) und Basel („Wasiljewska“) existierten.<sup>12</sup> Zu erwähnen ist auch Sarepta (bei Wolgograd), eine Gründung der Herrnhuter Gemeinde von 1765, die in den ersten Jahren ihrer Existenz je nach Zählung 34 in der Schweiz geborene Siedler erfasst. „Damit hätten die Schweizer 4,4 % der Zuwanderer Sareptas gestellt.“<sup>13</sup>

Generell kann aber gesagt werden, dass nachfolgende Wanderungen von Schweizern, die in die Landarbeit gehen wollten, stets den russischen Süden und konkreter das Schwarzmeergebiet zum Ziel hatten. Denn mit der Zurückdrängung des Osmanischen Reiches von Teilen der Nordküste des Schwarzen Meeres unter Katharina II. gelangte 1783 zunächst die Halbinsel Krim zum Zarenreich und 1812 waren dann die Türken auch aus Bessarabien vertrieben. Als Schutz gegen den roten Halbmond musste nun das schwach besiedelte Südrussland stärker besiedelt werden. Die noch leibeigenen russischen Bauern kamen aber für die Kolonisation nicht in Frage, und deshalb schaute das Zarenhaus nach Mitteleuropa, insbesondere nach Deutschland und in die Schweiz.

Zwar gibt es in der Folge im nördlichen Schwarzmeergebiet eine große Zahl von Siedlungen, in denen nachweislich Schweizer siedelten, aber eigentliche landwirtschaftliche Kolonien, die von Schweizern aufgebaut wurden, gab es nur zwei: Zürichthal auf der Krim und Chabag (Schaba) in Bessarabien, unweit der Dnjestr-Mündung. Beide Gründungen fallen ins erste Viertel des 19. Jahrhunderts.

<sup>8</sup> GOEHRKE, Auswanderung (wie Anm. 4), S. 306.

<sup>9</sup> ERNST ZEUGIN, Prattler Auswanderer im Osten Europas. Ein Beitrag zur Geschichte des Auslandschweizertums zugleich Berichterstattung an die Bürgergemeinde Pratteln, Pratteln 1938, S. 12 f.

<sup>10</sup> ROMAN BÜHLER u. a., Schweizer im Zarenreich, Zürich 1985, S. 48 f.

<sup>11</sup> GOEHRKE, Auswanderung (wie Anm. 4), S. 307 f.

<sup>12</sup> JAKOB ETTERLIN, Die ehemaligen Schweizerkolonien in Russland: die Ukraine, die Krim, das Donezgebiet, der Kaukasus, die Wolga und ihr Gebiet, Bern 1945, S. 51.

<sup>13</sup> BÜHLER u. a., Schweizer (wie Anm. 10), S. 49. Zählt man die nach Sarepta gekommenen Schweizer Siedler zu den oben genannten, die in den anderen wolgadeutschen Siedlungen erfassbar sind, bleibt der Prozentsatz aller Wolgaschweizer weiterhin bei maximal 0,3 % bezogen auf die Gesamtzahl.

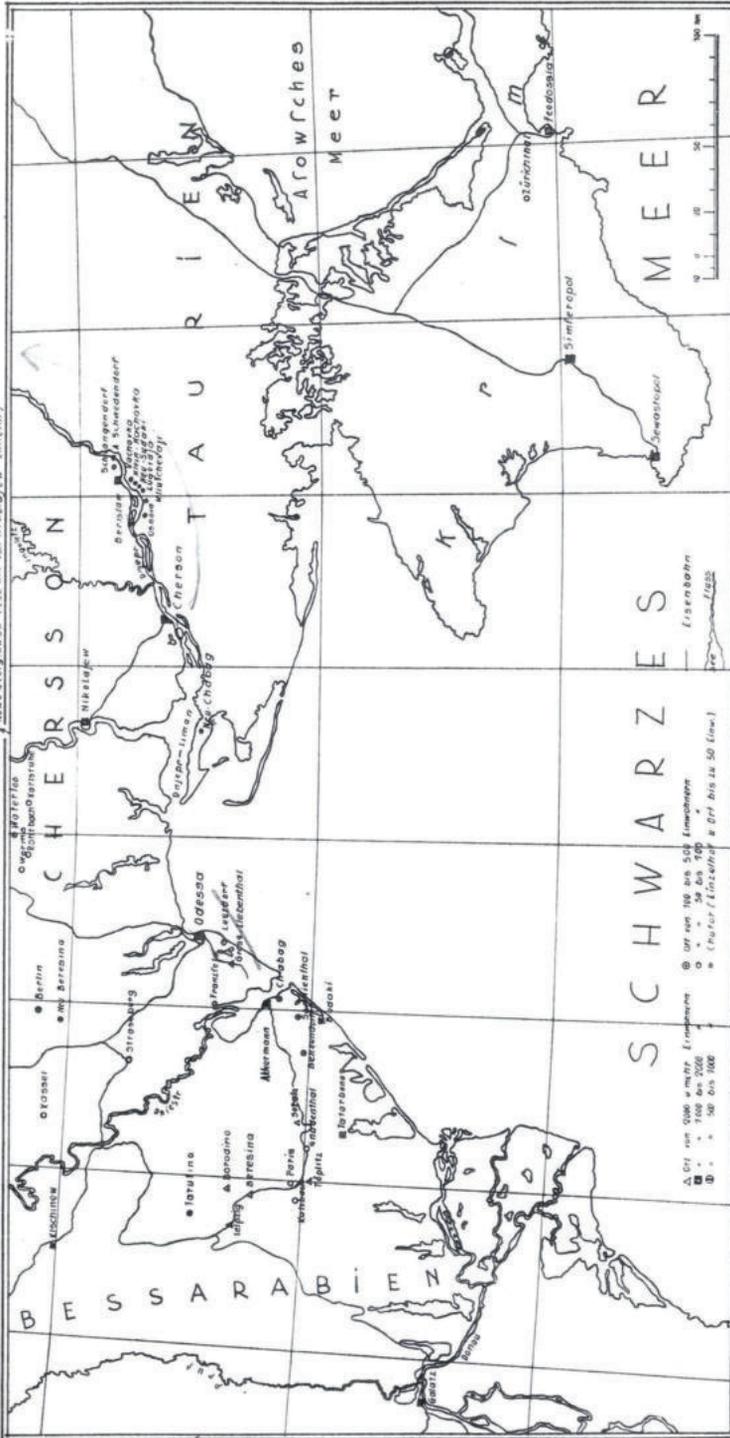


Abb. 1: Karte der deutschen und schweizerischen Siedlungen am Schwarzmeer. Repro aus: ZEUGIN, Prattler Auswanderer (wie Anm. 9).

Der Geschichte dieser beiden Schweizer Siedlungen und ihrem jeweiligen Ende möchten wir uns nun widmen. Dabei sei gleich Gemeinsames vorausgeschickt: Die meist in Krisenjahren Ausgewanderten gaben oft rasch die Schweizer Staatsbürgerschaft auf oder büßten sie gleich mit der Abreise ein, wenn diese illegal erfolgt war. So oder so verschwanden sie daher aus den Statistiken der Schweizer Konsulate und verloren auch sonst den Kontakt zum Herkunftsland. Die Bauern vermischten sich oft mit deutschen Kolonisten der Region, sie germanisierten sich im mündlichen Ausdruck oder russifizierten sich. Deshalb kehrte schließlich auch nur eine Minderheit dieser Kolonisten in die Schweiz zurück, viele teilten jedoch das Schicksal der Krim- und Wolgadeutschen.

## Zürichtal auf der Krim

### Ein Zürcher Patrizier als schlechter Organisator

Wenden wir uns nun zunächst der Kolonie Zürichtal auf der Halbinsel Krim zu.<sup>14</sup> Um 1800 verarmten die ländlichen Textilarbeiter der Zürcher Seidenindustrie zunehmend, zumal sie rechtlich gegenüber der Stadt benachteiligt waren. Da griff der Hufschmid und Zunftschreiber Düggele zur Feder und schrieb seinem Freund Hans Caspar Escher nach Moskau. Als in Zürich gescheiterter Großkaufmann diente Escher als Major in einem russischen Kavallerieregiment. Düggele hatte von den blühenden Wolgakolonien gehört und bat darum seinen alten Zürcher Freund Escher, etwas für die Landsleute zu tun. Nach anfänglichem Zögern entschloss sich Escher, sich als Besiedlungsunternehmer im Innenministerium zu melden. Er handelte dort einen günstigen Vertrag aus, der den Schweizern Land für eine Kolonie zwischen Simferopol und Feodosia zuwies. Außerdem schrieb das Abkommen eine Reihe von Vorrechten fest:

60 Desjatinen Land pro Familie (d. h. etwa 66 Hektar), Ansiedlung aller Kolonisten im gleichen Amtsbezirk, Beibehaltung der eigenen Gesetze in der Schweizerkolonie, in der Dauer unbeschränkte Befreiung vom Militärdienst, Religionsfreiheit und fünfzehn Jahre Steuerfreiheit.

Mit diesen attraktiven Bedingungen schickte Escher im Sommer 1803 fünf Hilfswerber durch das Schweizerland. Trotz Warnungen und Bedenken der zürcherischen Regierung gegen die Emigration war die Werbeaktion ein Riesenerfolg. Am Stichtag Ende September 1803 waren sechzig Familien und einige Einzelpersonen in Konstanz zur Abreise bereit. Die insgesamt 240 Männer, Frauen und Kinder stammten zu knapp zwei Dritteln aus zürcherischen Landgemeinden, ferner aus den Kantonen Glarus, Luzern, Solothurn, Freiburg und Waadt. Neben verarmten Bauern waren die Teilnehmer vor allem Textilarbeiter, dann aber auch je ein Schmied, ein Schuhmacher, ein Wagner und ein Schneider. Der Wanderungsanlass war hier bei vielen ganz klar ökonomischer Natur.<sup>15</sup>

<sup>14</sup> Vgl. zu Nachfolgendem: ETTERLIN, Schweizerkolonien (wie Anm. 12), S. 52–54; BÜHLER u. a., Schweizer (wie Anm. 10), S. 51–53; NORBERT RÜTSCHKE, Kolonie Zürichtal auf der Krim. 1805 von Zürcher Auswanderern gegründet, in: Von Zürich nach Kamtschatka (wie Anm. 4), S. 25–37.

<sup>15</sup> „Wanderungsanlässe“ ist ein Begriff von Leo Schelbert, dem schweizerisch-amerikanischen Migrationshistoriker, und meint damit die Umstände, welche einzelne oder ganze Gruppen zur Wanderung anregen. Er zählt zehn Möglichkeiten auf: von Missernten als einer Gegebenheit der Natur bis zu Gründen, die die abendländische Wirtschaftsordnung, gegebene Sozialordnungen und politische Ordnungen oder Weltanschauungen be-

Obwohl die Gruppenreise nur ungenügend vorfinanziert war und der russische Gesandte in Regensburg<sup>16</sup> vor den Gefahren des nahen Winters warnte, zog die Gruppe am 4. Oktober los. Bis Ulm ging es zu Fuß und dann auf zwei offenen Kähnen nach Wien. Dort hieß es wochenlang warten, da das Geld knapp war. Bevor es dann wenigstens bis Bratislava weiterging, verließen die Luzerner die Gruppe und nahmen in Wien Arbeit an. Auch in Bratislava sprangen einige Familien ab und kehrten von dort in die Schweiz zurück. Ende des Jahres blieb der Transport bis weit in den Monat Mai im mittelslowakischen Rosenberg (Ružomberok) stecken, wo vierzig Personen an den Pocken starben und einige weitere, unter ihnen auch der Initiant Düggele, nach Hause umkehrten. Während dieser Warterei schickte Escher seinen Sohn Friedrich Ludwig zu Pferd nach St. Petersburg, um neue Geldmittel für die weitere Finanzierung der Reise zu erhandeln. Nach der Rückkehr führten Vater und Sohn in Planwagen die fast nur noch aus Zürichern bestehende Gruppe über die Tatra nach Lemberg, durch die Ukraine und schließlich auf die Krim, die im Juli 1804 endlich erreicht wurde.

Es braucht nicht zu überraschen, dass dieser Auswandererzug ein Nachspiel hatte: H. C. Escher wurde wegen zu hoher Reisekosten und unüberlegter Auswahl der Siedler aus der Armee entlassen. Auch Zürich reagierte mit einer lebenslänglichen Landesverweisung, was aber nicht heißen sollte, dass die Familie Escher nun für Generationen im öffentlichen Leben keine Rolle mehr spielen sollte: Vor dem Zürcher Hauptbahnhof steht eine Statue des Enkels Alfred Escher, Gründer der Schweizerischen Kreditanstalt,<sup>17</sup> Hauptförderer der Gotthardbahnlinie, Nationalrat und Regierungspräsident.

## Kontakte zum Herkunftsland brechen rasch ab

Kehren wir zurück auf die Krim und in den Sommer 1804: Die 56 Familien – die Größe erklärt sich durch einige Nachzügler aus der Schweiz – fanden keine Vorbereitungen auf dem zugewiesenen Krongut vor. Als Unterkunft dienten ihnen bis Ostern 1805 winddurchlässige Tatarenhütten, oft ein Bau für zwei Familien. Klagende Schreiben von der Krim nach Zürich verfehlten nicht ihre Wirkung, sie erreichten den zufällig in Bad Schinznach weilenden russischen Staatsrat und Hofmarschall Graf Golowin, der für seine edle Haltung bekannt war. Er veranlasste den Umzug der Kolonisten auf ein fruchtbares Gelände am Flüsschen Indol, wo jeder wenigstens 23 der ursprünglich versprochenen 60 Desjatinen erhielt. Dort entstand in wenigen Jahren ein Dorf, umgeben von Äckern und ausgedehnten Rebärten. Als Zeichen der Dankbarkeit für die Hilfe, die sie in der Anfangszeit aus ihrer alten Heimat erhalten hatten, nannten die Schweizer Siedler ihre Kolonie Zürichtal. Aus dem Jahre 1816 existiert eine Einwohnerliste, welche die Entwicklung der Siedlung schön dokumentiert: 190 Schweizer, größtenteils Zürcher in insgesamt 55 Familien und 137 Personen deutscher oder unbekannter Herkunft. Kurz danach kümmerte man sich um den Bau eines Schulhauses und einer Kirche.

---

treffen. LEO SCHELBERT, Von den Ursachen der schweizerischen Wanderungen der Neuzeit, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 22 (1972), S. 397–432, hier S. 412 ff.

<sup>16</sup> Vgl. KARL BECK, Regensburg, Sammelstelle der Auswanderer nach Südosteuropa und Russland im 18. und 19. Jahrhundert, Regensburg 1996.

<sup>17</sup> Heute: Crédit Suisse.



Abb. 2: Zürichthal, die Siedlung der Schweizer Kolonisten, vor dem Ersten Weltkrieg. Repro aus: RÜTSCHÉ, Kolonie Zürichthal (wie Anm. 14).

Auf Initiative von Dr. Pinkerton, St. Petersburger Repräsentant der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft, entschied sich die 1815 gegründete Basler Missionsgesellschaft, Südrussland zu einem Schwerpunktgebiet zu machen.<sup>18</sup> Die Missionsleitung ging davon aus, dass sie sich dort nicht nur in der geistlichen Betreuung der Bauernkolonien betätigen können würde, sondern auch in der Missionierung der muslimischen Tataren. Letzteres gelang indes nicht.<sup>19</sup>

Der erste Pfarrer traf 1822 ein: Es war der von der Basler Missionsgesellschaft ausgebildete Seelsorger Heinrich Dietrich aus dem Kanton Zürich, der auch noch drei weitere deutschsprachige Siedlungen auf der Krim zu betreuen hatte. Auf seine Bitte wurde ihm von der Basler Mission auch eine Frau vermittelt, eine württembergische Arzttochter, an der er sofort Gefallen fand und die er schon am Tag nach ihrer Ankunft in Odessa heiratete. Mit dem frühen Tod von Pfarrer Dietrich im Jahre 1827 brachen aber die schriftlichen Kontakte Zürichthals zur alten Heimat weitestgehend ab, denn offenbar waren die Zürichtaler keine fleißigen Briefschreiber und die auf Pfarrer Dietrich nachfolgenden Seelsorger waren durchwegs deutsche Lutheraner. Der erste dieser Pastoren, welche bis 1933 im ausgedehnten Kirchspiel Zürichthal wirkten, war Christian Friedrich Kylius aus Lahr.<sup>20</sup>

<sup>18</sup> Vgl. ERNST ZEUGIN, Vom Wirken der Basler Mission auf der Halbinsel Krim im 19. Jahrhundert, in: Baselbieter Heimatbuch 11 (1969), S. 185–197.

<sup>19</sup> RÜTSCHÉ, Kolonie Zürichthal (wie Anm. 14), S. 28 ff.

<sup>20</sup> Ebd.

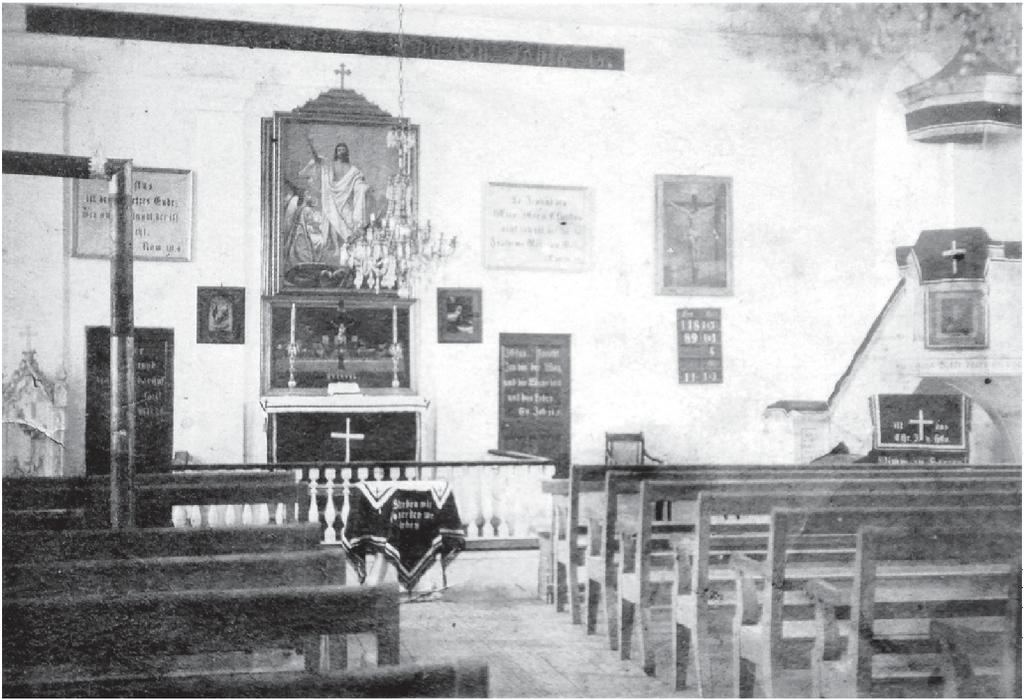


Abb. 3: Die Kirche in Zürichtal, Innenansicht aus den 1910er Jahren. Repro aus: RÜTSCHÉ, Kolonie Zürichtal (wie Anm. 14).

Schweizerische Elemente verblassten auch sonst: Durch die Nachbarschaft zu Kolonien, die kurz nach der Gründung von Zürichtal hauptsächlich von Württembergern besiedelt worden waren, entstanden wirtschaftliche und bald auch familiäre Verbindungen. Eine weitere Klammer bildete das Kirchspiel. Als Umgangssprache bildete sich ein süddeutscher Mischdialekt heraus.<sup>21</sup> Die Kinder nachfolgender Generationen lernten zwar die deutsche Sprache lesen und schreiben, waren aber auch des Tatarischen und des Russischen mächtig. Nach wenigen Jahrzehnten, sicher aber erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, gab es offenbar keinen Zürichtaler mehr, der noch Schweizer Bürger war.

### „Vielleicht die reichste...“

Trotz gelegentlicher Missernten und Plagen (auch durch Heuschrecken) blühte und gedieh die Bauernkolonie. Von ihr wurde in der alten Heimat schon vor der Mitte des 19. Jahrhunderts berichtet, dass die ausgewanderten Familien „nun eine eigene Gemeinde, Zürichtal, bilden, in blanken, netten Häuschen wohnen, allen prunkenden Schein verschmähen und sich an soliden

<sup>21</sup> JOHANNES KÜNZIG, Zürichtal und Schaba – zwei Schweizer Bauerndörfer im Schwarzmeergebiet, in: DERS. (mit einem Nachwort von WALTRAUT WERNER), Kleine volkskundliche Beiträge aus fünf Jahrzehnten, Freiburg i. Br. 1972, S. 187–206, hier S. 194.

Besitz halten. Die Ortschaft Zürichthal [...] wird ausschliesslich von Schweizern bewohnt und ist von allen Colonien der Krim vielleicht die reichste. [...] Die Bewohner von Zürichthal sind nicht nur als die wohlhabendsten, sondern auch als die sittlichsten bekannt, und nirgend sind Vergehen seltener“.<sup>22</sup> Die angebauten Produkte konnten gut verkauft werden und warfen beispielsweise während des Krimkriegs besonders viel Geld ab. Begehrt war unter anderem der bekömmliche, auch in Moskau und in St. Petersburg geschätzte Rotwein.

Nur vier Jahre nach der Schilderung des Historikers und Staatsarchivars Meyer von Knonau lasen die Zürcher im Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses Zürich einen weiteren Bericht vom seinerzeitigen Zürichthaler Pfarrer Emil Kyber, der aus dem baltischen Kurland stammte, Lutheraner war und das Kirchspiel von 1831 bis 1858 betreute:

„Zürichtal ist von der Natur in mehrfacher Beziehung begünstigt. Es liegt in der Nähe vom nordöstlichen Vorsprung des krimmischen Gebirge, an dem auf denselben entuellenden Bache Jendol. Von Osten her verdeckt dem Wanderer eine lange, den Bach einfassende Hügelkette den Anblick des Dorfes, bis er an deren mit Weingärten besetzten Abhänge in dasselbe eintritt. Nach Westen zu liegt es frei und ist schon stundenweit sichtbar mit seinen rothen Ziegeldächern. Gegen Norden begrenzt ein anmuthiges Wäldchen von wilden Obstbäumen, Rüstern, Ulmen, Weiden und Silberpappeln und im Süden entfaltet das benachbarte Gebirge eine wahrhaft liebliche Schweizerlandschaft. Am Bache finden sich Gärten und Wiesen. Er treibt eine Mühle mit zwei Gängen, deren Einkünfte zum Besten der Gemeinde verwendet werden. Das Dorf zerfällt durch die in der Mitte desselben liegenden Hauptgebäude – die kleine Kirche (die erste evangelische in der Krim), das Pfarr- und Schulhaus – in das Ober- und Unterdorf, die beide durch eigene Springbrunnen mit gesundem Wasser hinlänglich versehen werden.

Jeder Landwirt hat einen geräumigen Hof, den er zur Stallung vorteilhaft verbauen kann und nach der Strasse zu mit steinerner Mauer und jungen Bäumen hie und da besetzt hat. Das ist ein kleines Bild von Zürichtals Lage, mit der hoffnungsvollen Farbe der Gegenwart entworfen. Nur hier, am Bergesfluss und nahe am Wald, vom Bach umgrenzt und an laufenden Brunnen konnten die Zürcher eine zweite Heimat finden.“<sup>23</sup>

Im Allgemeinen waren wohl die 1880er und 1890er Jahre für die Mehrzahl der Schwarzmeer-Kolonien die Zeit ihrer stärksten Blüte und Entwicklung. Durch die wirtschaftliche Prosperität konnten zusätzliche Grundstücke erworben werden, mit Neu-Zürichtal wurde eine Tochttersiedlung gegründet und zudem entstanden verschiedene „Chutora“ (Weiler), wie dies ebenso die reichsdeutschen Kolonisten taten. Am Ende des Ersten Weltkriegs gab es auf der Krim insgesamt 314 deutschsprachige Siedlungen und gemäß einer Liste, die im Schweizerischen Bundesarchiv liegt, lebten 1917 noch in 45 verschiedenen Siedlungen Schweizer Nachkommen.

<sup>22</sup> GEROLD MEYER VON KNONAU, Der Canton Zürich: historisch-geographisch-statistisch geschildert von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, Bd. 1: Ein Hand- und Hausbuch für Jedermann, St. Gallen/Zürich, 2. ganz umgearb. und stark verm. Aufl. 1844, S. 223.

<sup>23</sup> Zitiert nach URS RAUBER, Zürichthal – ein Schweizer Dorf auf der Krim. Aus der Geschichte der Russlandschweizer, in: Tages-Anzeiger-Magazin 20 (1978), S. 6–13, hier S. 11.

## Nur Grabsteine erzählen noch von den Kolonisten

Aber mit der Revolutionszeit endete die Blütezeit von Zürichthal schlagartig und die Gemeinschaft zerfiel. Da viele damals längst russifiziert waren, nutzten nur wenige die Gelegenheit, um 1918–1922 mit offiziellen Rückwanderungszügen in die alte Heimat zurückzureisen. Andere harrten stattdessen aus, bis sie unter Stalin in den Ural umgesiedelt wurden. Erst zu diesem Zeitpunkt bemühten sich manche doch noch um eine Anerkennung als Schweizer Bürger, was nicht immer erfolgreich gelang und zu einigen herben Enttäuschungen führte.<sup>24</sup>

Als Johannes Künzig, der Begründer des heutigen Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE), 1942 seine „Studienreise“ (in Uniform) auf die Krim und nach Wolhynien machte, notierte er in sein Feldbuch:

„Wir sind in Zürichthal und in nicht geringer Spannung, ob wir vielleicht noch schweizerische Laute hören werden. Aber soviele wir fragen in den buckligen Gassen, es gibt hier nur noch Taren und Russen – und auch nicht einer der ehemaligen Siedler schweizerischer oder deutscher Herkunft ist zurückgeblieben. [...] Mit wehen Gefühlen betreten wir die Gehöfte, denen man da und dort mit forschendem Blick die einstige Wohlhabenheit der früheren Besitzer noch eben ein bisschen anmerkt, nachdem freilich die Kollektivwirtschaft im ganzen ziemlich radikal den Familien alles weggenommen hat, was über die primitive Norm hinausging. [...] Die Reben, Wiesen und Baumanlagen verraten noch ein wenig von dem Fleiss der inzwischen vernichteten und verschollenen Kolonisten. Ein fremdes, so anders aussehendes Völkchen, zu deren abendländischen Runen dieses Stück Kulturlandschaft nicht passen will, ist durch den Krieg an ihre Stelle getreten. Mitten im Dorf, von einem Akazienwäldchen umgeben, steht die des Turms beraubte Kirche, die zuletzt den Bolschewisten als Unterhaltungs- und Versammlungsraum diente.“<sup>25</sup>

Künzig besuchte übrigens auch den Friedhof am Dorfende. Er hatte zu seiner Überraschung noch den Charakter einer Ruhestätte der Toten und glich nicht wie sonst viele andere in der Ukraine „eher einem Schindanger“.<sup>26</sup> Alle noch lesbaren Namen und die Lebensdaten notierte er sich. Auf einigen wenigen Grabzeichen waren Familiennamen zu lesen, die eindeutig schweizerischen Ursprungs waren: Näff (eigentlich Nef), Lüse (eigentlich Lüssi), Pfeiffer und Vollenweider.<sup>27</sup>

Wer Zürichthal heute auf einer Landkarte sucht, findet den Ort unter dem ukrainischen Namen Solote Pole oder unter dem russischen Solotoje Pole, was beides zu Deutsch Goldfeld heißt.

Am noch immer turmlosen Gotteshaus, das heute der orthodoxen Gemeinde dient, erinnert seit 2005 eine Tafel an die Schweizer Gründung der Ortschaft; gestiftet wurde sie von der Stadt Zürich und zwei zürcherischen Landgemeinden. Anlass für die Enthüllung dieser Tafel war der 200. Geburtstag der Schweizerkolonie, der gebührend gefeiert wurde. Bei diesem Fest anwesend waren einige noch in Zürichthal geborene Personen, die aber in Deutschland oder anderswo auf der Krim wohnten. Angereist waren auch eine Delegation aus den schweizerischen Auswanderergemeinden und der Schweizer Botschafter in Kiew. Ihm war es vorbehalten, das neue „Zürichtal-Museum“<sup>28</sup> einzuweihen, das die Eidgenossenschaft ebenso finanzierte wie das Mobiliar von

---

<sup>24</sup> Ebd., S. 12.

<sup>25</sup> KÜNZIG, Zürichthal und Schaba (wie Anm. 21), S. 196.

<sup>26</sup> Ebd., S. 197.

<sup>27</sup> Vgl. ebd., S. 198.

<sup>28</sup> Mit Beschriftungen in Russisch und Deutsch.



Abb. 4: Der Friedhof von Zürichtal, Fotografie von Johannes Künzig, 1942. Repro: Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa, Freiburg, E/25/045.

zwei Schulzimmern. Die Spenden hatten durchaus Symbolgehalt: Förderung des geschichtlichen Bewusstseins und Beitrag zur Verbesserung der Infrastruktur, welche der Jugend zugutekam.<sup>29</sup>

Zürichtal wird übrigens auch in modernen Reiseführern mehr als nur durch eine Fußnote gewürdigt: Auf fast vier Seiten wird in einem Führer des Berliner Trescher-Verlags zwischen Artikeln zu den Krimdeutschen und den Krimtataren über Zürichtal geschrieben. Auf einer weiteren Seite werden außerdem zwei Frauen kurz vorgestellt, die mit Zürichtal enger verbunden sind, wovon die eine 1919 dort geboren, aber 1941 nach Kasachstan deportiert wurde. In den 1970er Jahren kehrte sie in einen Nachbarort zurück. Sie war die Letzte, die Zürichtal als ihren Geburtsort nennen konnte und (wieder) auf der Krim wohnte.<sup>30</sup>

<sup>29</sup> RÜTSCHKE, Kolonie Zürichtal (wie Anm. 14), S. 34 f.

<sup>30</sup> DAGMAR KÖCK u. a., Die Krim entdecken. Unterwegs auf der Sonneninsel im Schwarzen Meer, Berlin 2002, S. 53–56, 273.

## Chabag in Bessarabien

### Historiografisches

Blicken wir noch auf die andere schweizerische Landwirtschaftskolonie, auf Chabag (auch Schaba, Schabo),<sup>31</sup> die sich im südwestlichen Teil der heutigen Ukraine befindet, exakter in Bessarabien. Über diese schweizerische (Wein-)Bauernsiedlung gibt es zahlreiche kleine Arbeiten, die nicht selten in Zeitungen oder in Sammelbänden veröffentlicht wurden.<sup>32</sup>

Detaillierter über Gründung, Entwicklung und Ende von Schaba orientieren zwei Bände des Prattler Pädagogen, Kirchenpolitikers und Lokalhistorikers Ernst Werner Zeugin, der sich 1931 für mehrere Wochen an den Dnjestr begab und dort Nachforschungen machte. Anlass dazu hatte ein Hilferuf ehemaliger Prattler Bürger gegeben, die aus dem russischen Osnova am Dnjepr kamen. Diese Ortschaft war wie noch viele weitere eine Tochttersiedlung von Schaba, wo auch die Verwandten der Petenten wohnten, nun aber in der Sowjetunion in große Not und Bedrängnis geraten waren. Die meisten hatten keinen Schweizer Pass mehr und wurden deshalb an einer Ausreise gehindert. Beim ganzen zähen Hin und Her, in das Politiker und Diplomaten sowie das Rote Kreuz involviert waren, war ein ganz entscheidendes Momentum, dass ein gewisser Hans Martin Stohler 1814 auf sein Bürgerrecht verzichtet hatte. Die 43 Bittsteller, allesamt direkte Nachkommen dieses Auswanderers, hatten letztlich Glück, wurden 1936 als Bürger von Pratteln anerkannt, was ihnen aber als nunmehrige russisch-schweizerische Doppelbürger nicht gleich die Ausreise nach der Schweiz oder zu ihren Verwandten im rumänischen Bessarabien ermöglichte. In Zeugins Arbeit werden neben dem soeben Geschilderten und der Geschichte und Ethnografie von Chabag auch jene der Auswanderung nach Russland und in das Banat behandelt.<sup>33</sup>

In einem ergänzenden Band beschreibt der gleiche Autor das bittere Ende von Chabag und den Tochttersiedlungen jenseits des Dnjestr (Ukraine).<sup>34</sup> Die Schilderungen basieren stark auf Berichten von Rückgewanderten; beigegeben ist auch eine lange Liste der Schweizer und ihres Verbleibs. Neben den Arbeiten von Zeugin mit stark anwaltschaftlichem Charakter besteht zu Chabag bis heute nur die Zürcher Dissertation der Volkskundlerin Heidi Gander-Wolf, eine Nachfahrin eines Chabagers.<sup>35</sup> Ihre Arbeit beschlägt indes mehrheitlich nur die Zeit der Auswanderung und die ersten Jahrzehnte der Ansiedlung, als sie noch hauptsächlich den Charakter als Gründung von Waadtländer Familien aus der französischsprachigen Westschweiz hatte. Den Zuzug von Deutschschweizern nach Chabag, der zur Hauptsache erst zwischen 1831 und 1845 erfolgt war, behandelt die Verfasserin nur sehr summarisch.<sup>36</sup>

---

<sup>31</sup> Gemäß Sprachforschern soll der Ortsname aus dem Türkischen kommen: Acha-Bag = Garten der Erde.

<sup>32</sup> So auch KÜNZIG, Zürichtal und Schaba (wie Anm. 21), S. 199–206; BÜHLER u. a., Schweizer (wie Anm. 10), S. 58–60, 268–274.

<sup>33</sup> ZEUGIN, Prattler Auswanderer (wie Anm. 9).

<sup>34</sup> ERNST ZEUGIN, Das Ende einer schweizerischen Kolonisation im Osten Europas (2. Teil der „Prattler Auswanderer im Osten Europas“), Pratteln 1970.

<sup>35</sup> HEIDI GANDER-WOLF, Chabag. Schweizer Kolonie am Schwarzen Meer. Ihre Gründung und die ersten Jahrzehnte ihres Bestehens, Dissertation Zürich, Lausanne 1974.

<sup>36</sup> Ebd., S. 68–71.

## Eine Miniaturschweiz am Dnjestr

In Chabag verlief die Gründung deutlich reibungsloser und der Ort besitzt eine Geschichte, die in mancher Hinsicht einmalig ist. Die Gemeinde war auch so etwas wie eine „Suisse miniature“<sup>37</sup> 2.500 km entfernt vom Original.

Angefangen hat alles damit, dass der frühere Erzieher von Zar Alexander I., Frédéric-César de la Harpe, 1819 in einem Brief an seinen ehemaligen Schüler auf frühere Projekte zur Förderung des Weinbaus an der klimagünstigen Küste des Schwarzen Meeres zu sprechen kam. Dazu eignete sich zweifellos das Gouvernement Bessarabien, das erst 1812 durch den Frieden von Bukarest russisch wurde, und wo schon vor der osmanischen Zeit Weinbau betrieben worden war.

Offenbar ebnete de la Harpe mit diesem „Reminder“ Waadtländer Rebbauern, die auswanderungswillig waren, den Weg. Ein 1820 gestarteter Aufruf in den Gemeinden am Genfersee hatte Erfolg und in Louis Samuel Vincent Tardent, einem Lehrer, Botaniker und Weinbauern, fand sich die Person, welche ein solches Unternehmen erfolgreich durchführen konnte. Er reiste allein nach Bessarabien und wählte selber den Siedlungsplatz aus, nicht ohne den Boden auf seine Eignung für Rebbau zu untersuchen. Nachdem alles Vertragliche mit dem Zaren geregelt war und jeder einen Kontrakt bei einem Notar in Vevey hinterlegt hatte, der in Artikel 13 verlangte, dass jeder Auswanderer auch eine Bibel und einen Karabiner mitnehmen sollte, ging es im Juli 1822 mit Pferde- und Ochsenspann los, wobei Tardent seine ganze wissenschaftliche Bibliothek mitführte.



Abb. 5: Die Bucht von Chabag. Repro aus: ZEUGIN, Prattler Auswanderer (wie Anm. 9).

<sup>37</sup> BÜHLER u. a., Schweizer (wie Anm. 10), S. 60.

Die vorerst 28 Personen stammten aus verschiedenen Waadtländer Gemeinden, aus dem Neuenburgischen und vom Kerenzerberg (Kanton Glarus). In mehreren Schüben folgten bis 1830 weitere Familien und noch 1846 folgte ein letzter Zuzug – und meist waren es neben Siedlern aus der Romandie auch solche aus der deutschen Schweiz. Herkunftsorte waren das bernische Saanenland, Appenzell und vor allem das Hinterland von Basel. Aus dem Baselbiet waren es namentlich die teilweise vielköpfigen Familien Stohler (Pratteln), Jundt (Bottmingen) und Singisen (Lausen). Sie waren bereits 1804 ans Schwarze Meer gekommen, hatten aber bisher in anderen Kolonien gewohnt und verstärkten nun Chabag. Dieses hatte nämlich 1840 auch die obrigkeitliche Auflage erhalten, sich explizit mit Schweizer Familien zu vergrößern, um das „verfügbare Land besser auszunützen“,<sup>38</sup> ansonsten würden hochobrigkeitlich Angehörige anderer Nationalitäten angesiedelt werden. Dies erfolgte dennoch, doch blieben schwäbische Siedler stets in der Minderheit.

Ganz im Gegensatz zu Zürichtal und anderen Siedlungen mit Schweizer Kolonisten konnte das Dorf Chabag das Schweizertum auch fast die ganze Zeit seiner Existenz recht gut bewahren, „und zwar vor allem wohl deswegen, weil seine französischsprachige Mehrheit anders als in Zürichtal nicht Gefahr lief, im deutschsprachigen Kolonistentum der Nachbardörfer aufzugehen“.<sup>39</sup> Dass die Frankophonen noch 1931 in Chabag mit 400 Seelen gegenüber 250 Deutschschweizern und ebenso 250 Deutschen eine markante Gruppe bildeten, hatte Zeugin bei seinem damaligen Aufenthalt festgestellt.<sup>40</sup> Allerdings gab derselbe für 1939 an, dass den 400 französischsprachigen Waadtländern nun 480 Deutschschweizer gegenüberstanden.<sup>41</sup>

Sicher ein Grund für das Erhalten des Schweizertums war auch das Vereinsleben: Es gab mit „Aurora“ und „Alliance Française“ zwei kulturelle, nach Sprachen getrennte Vereine, die Theaterstücke aufführten und je eine Bibliothek unterhielten, ferner gab es

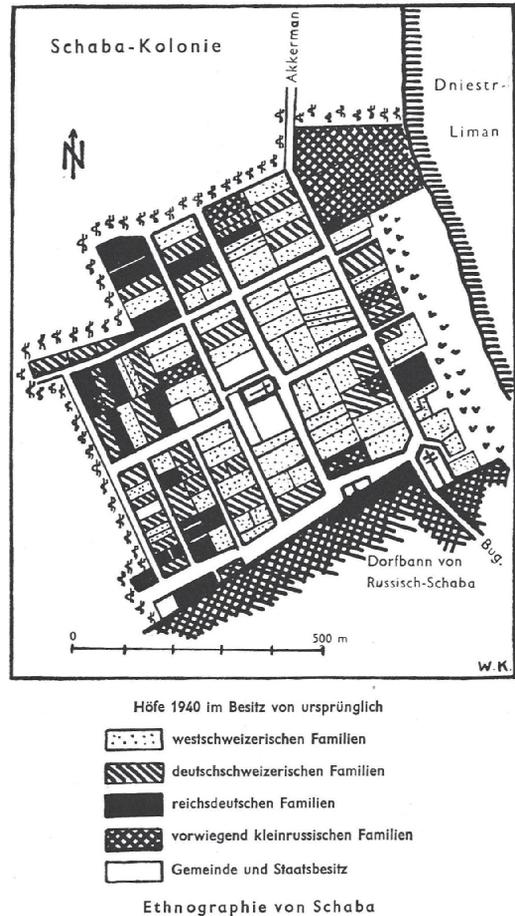


Abb. 6: Siedlungsplan der Kolonistensiedlung Chabag. Zeichnung von W. Kündig-Steiner, 1940. Repro aus: ZEUGIN, Ende einer schweizerischen Kolonisation (wie Anm. 34).

<sup>38</sup> ETTERLIN, Schweizerkolonien (wie Anm. 12), S. 44.

<sup>39</sup> BÜHLER u. a., Schweizer (wie Anm. 10), S. 599.

<sup>40</sup> ZEUGIN, Prattler Auswanderer (wie Anm. 9), S. 51.

<sup>41</sup> DERS., Ende einer schweizerischen Kolonisation (wie Anm. 34), S. 13.

eine Dorfmusik, einen Gesangschor und eine Jagdgesellschaft, die alle sowohl Westschweizer wie Deutschschweizer in ihren Reihen hatten.<sup>42</sup>

## Wohlstand dank gutem Wein

Chabag entwickelte sich im Laufe der Zeit zur größten Schweizer Agrarsiedlung im zaristischen Russland und galt ab Mitte des 19. Jahrhunderts als reiches Weinbauerndorf. Das Ziel, auf dem teilweise sandigen Boden Rebbau zu betreiben, war ja von Anfang an gegeben. Das Anlegen der Reben und der Anbau erfolgten unter der kundigen Leitung von Louis Samuel Vincent Tardent, dem Gründer der Kolonie und Weinbauspezialisten. Charles Tardent, einer seiner Söhne, verfasste in russischer Sprache ein Lehrbuch für Weinbau, das für die Entwicklung des russischen Weinbaus wegleitend wurde.<sup>43</sup> Die im Raum um Chabag und Akkerman<sup>44</sup> angebauten Sorten dürften zum Teil alte regionale Sorten, aber auch türkischer und griechischer Provenienz gewesen sein. Hinzu kamen zudem Tokaier, Petit-Gamay, Bordelais (vermutl. Tannat), Riesling, Chasselas, Muscat, Cabernet und Aligoté.<sup>45</sup> Dass unter den Rebsorten auch der Chasselas war, muss nicht überraschen, war diese Traube den Ausgewanderten doch vom Genfersee innig vertraut.<sup>46</sup>



Abb. 7: Weinlese in Chabag, 1931. Repro aus: ZEUGIN, Prattler Auswanderer (wie Anm. 9).

<sup>42</sup> GANDER-WOLF, Chabag (wie Anm. 35), S. 199 ff.

<sup>43</sup> Ebd., S. 101 ff.; BÜHLER u. a., Schweizer (wie Anm. 10), S. 324.

<sup>44</sup> Rumänisch: Cetatea Alba, heute: Belgorod-Dnjestrovskij.

<sup>45</sup> GANDER-WOLF, Chabag (wie Anm. 35), S. 104 f.

<sup>46</sup> Von dort soll bekanntlich der Markgraf von Baden den Chasselas in seine Heimat mitgenommen haben. Er hieß darum zunächst Viviser (vom Genfersee-Städtchen Vevey), ist aber heute im Markgräflerland (und ebenso in der Deutschschweiz) unter dem Namen Gutedel besser bekannt.

Die Weine aus Chabag und Umgebung genossen in Russland ein hohes Ansehen, besonders geschätzt waren die Dessertweine.<sup>47</sup> Die qualitätsvolle Weinproduktion und die Nachfrage ermöglichten einen Weinbau „mit modernen Methoden. Grosse Kelter- und Kellieranlagen wurden geschaffen, und solche brauchte man wirklich auch zur Bewältigung von manchen Rekorderten: auf einer Rebfläche von 800 ha erntete man in mehreren Jahren jeweils an die 4 Millionen Liter! Der Weinbau war nun zur russischen Zeit – also bis zur Angliederung an Rumänien 1918 – eine der Haupteinnahmequellen und brachte den darauf spezialisierten Familien beträchtlichen Wohlstand. Der Geldüberschuss ermöglichte manchem Bauer, der mehrere Söhne hatte, für den zweiten und dritten Sohn Land zu pachten oder zu kaufen, ohne dass er selbst teilen musste“.<sup>48</sup> Diese Entwicklung führte zur Gründung von mehreren Tochttersiedlungen, so am linken Dnjepr-Ufer die Kolonie Osnova und 60 km westlich von Cherson noch 1909 die Kolonie Neu-Chabag. Zudem siedelten Vereinzelte sogar auf der Krim.<sup>49</sup>

Ein beachtenswertes Detail zur Einnahmesituation ist noch zu bemerken: Die Chabager verdienten bis in die 1930er Jahre auch an einer vorhandenen lokalen Fremdenindustrie. In russischer Zeit wurden gerne Traubenkuren gemacht, in der rumänischen Zeit wurde ein Lungensanatorium betrieben, das auch Verdienst brachte. Nicht wenige Chabager besaßen übrigens am Schwarzen Meer ein Wochenendhäuschen. „Diesen Lebensstil würde man ja eigentlich bei Bauern – auch bei Weinbauern – nicht unbedingt erwarten.“<sup>50</sup>

## Sterben nach Ansage

Im Gegensatz zu Zürichthal und den östlich des Dnjestr gelegenen Tochttersiedlungen sowie den anderen Orten mit Menschen, die aus Chabag stammten, die nun alle im sowjetisch gewordenen Russland lagen, ging es den Bewohnern von Chabag nach dem Ersten Weltkrieg vergleichsweise gut, denn Bessarabien war 1918 an Rumänien gefallen. Als Mitglieder der Neuen Helvetischen Gesellschaft (NHG), einer Schweizer Kulturorganisation, 1930 nach Schaba reisten, waren diese zwar beeindruckt vom dortigen Leben, doch es blieb auch das starke Gefühl, dass die Kolonie sterben würde, da die Bolschewisten die Dnjestr-Grenze nie anerkannt hatten<sup>51</sup> und die Chabager von den russischen Märkten und auch von Odessa, ihrem Oberzentrum, abgeschnitten waren. Für die Dorfgemeinschaft problematisch wurde der bald nach Hitlers Machtergreifung spürbare völkische Aufbruch in der straff organisierten deutschen Volksgemeinschaft in Rumänien. Zwiebrucht kam zwischen Deutsch und Welsch auf und trübte auch das Vereinsleben, denn es gab ungefähr zwanzig Familien, die sich offen politisch zur deutschen Gruppe bekannten. „Leider hat die Eidgenossenschaft die Auslandschweizer, auch Chabag, zu lange ihrem Schicksal überlassen und sich nicht um ihre wirtschaftlichen und geistigen Belange und Werte gekümmert.“<sup>52</sup>

Was die Delegation der NHG vorausgesehen hatte, traf zehn Jahre später ein: 1940 musste Bessarabien als Folge eines Abkommens zwischen Stalin und Hitler von Rumänien an die Sow-

<sup>47</sup> BÜHLER u. a., Schweizer (wie Anm. 10), S. 324.

<sup>48</sup> KÜNZIG, Zürichthal und Schaba (wie Anm. 21), S. 205.

<sup>49</sup> ZEUGIN, Prattler Auswanderer (wie Anm. 9), S. 35–38; DERS., Ende einer schweizerischen Kolonisation (wie Anm. 34), S. 21 ff.

<sup>50</sup> GANDER-WOLF, Chabag (wie Anm. 35), S. 133–137.

<sup>51</sup> MANFRED EGGERMANN, Die Schweizerkolonien in Rumänien, Bukarest 1931, S. 161.

<sup>52</sup> ZEUGIN, Ende einer schweizerischen Kolonisation (wie Anm. 34), S. 19 f.

jetunion zurückgegeben werden. Für die meisten Einwohner von Chabag hieß es daraufhin, Abschied von ihrer Wahlheimat zu nehmen. Die einen flüchteten nach Rumänien, von wo einigen die Weiterreise in die Schweiz gelang, während andere schon beim Schweizer Konsulat in Bukarest abgewimmelt und auf eine mehrjährige Odyssee durch Nazi-Deutschland geschickt wurden.<sup>53</sup>

## Unerwünschte Flüchtlinge

Neben den wenigen, die nicht flüchten wollten, nahmen indes sehr viele das den Bessarabiendeutschen gemachte Angebot einer Umsiedlung an, während die Schweiz untätig blieb und das „Das Boot ist voll-Motto“ auch gegen eigene Landsleute anzuwenden schien. In einem großen Flüchtlingstreck ging es ab dem 15. September 1940 gegen Westen. Der Umsiedlungsaktion der Deutschstämmigen konnten sich auch die Familien in den Tochttersiedlungen östlich des Dnjestr und am Dnjepr anschließen. „So unsympathisch und paradox es klingen mag: Dem politischen Fehlgriff der Umsiedlung der Deutschen mitten im Krieg ist es zu verdanken, dass ein Grossteil der Schwarzmeerdeutschen neben den Russland- und Bessarabien-Schweizern – Stohler, Singeisen, Jundt, Welsche etc. – vor der Bolschewisierung gerettet werden konnte.“<sup>54</sup> Allerdings erlitten auch einige junge wehrfähige Chabager Männer, die sich nicht sicher als Schweizer Staatsbürger ausweisen konnten, das Schicksal, in die Wehrmacht oder gar in die Waffen-SS eingezogen zu werden.

Der Plan des Reiches war es, die Rückkehrer vor allem im Warthegau und in Westpreußen anzusiedeln. Die Schweizerkolonisten äußerten aber die Bitte, zusammenzubleiben und weiterhin als Weinbauern tätig zu bleiben. Dieser Bitte wurde weitgehend entsprochen: Man führte sie in die Süd-Steiermark, wo ihnen die Höfe von zuvor vertriebenen slowenischen Bauern zugewiesen wurden. Dadurch wurden die Rückwanderer zu Besetzern! Mit derselben Tatsache konfrontiert waren übrigens auch einige Chabager Familien in Polen.

Im Bewusstsein, dass wohl das Beste eine Rückkehr in die Schweiz wäre, erkundigten sich die Flüchtlinge beim Schweizer Konsularagenten und erhielten den ernüchternden Bescheid: „In der Schweiz werden die Flüchtlinge ungern angenommen.“ So überrascht es nicht, dass im Februar 1943 27 Westschweizer Familien wieder nach Chabag zurückkehrten, nachdem Rumänien Bessarabien zurückerobert hatte. Aber als ein Jahr später die Russen zurückkehrten, ging es wieder auf die Flucht.<sup>55</sup>

Vor den Russen fliehen mussten im letzten Kriegsjahr auch die paar Chabager im Warthegau und erst am 5. Mai 1945 flüchteten die Chabager aus der Untersteiermark. Mit Fuhrwerken, mit der Eisenbahn und vor allem zu Fuß flohen sie vor den vorrückenden Russen und den Partisanen bis in den Raum Stuttgart. Einige wurden von den Russen sogar vorübergehend nach Ungarn gebracht und festgehalten.<sup>56</sup>

In der Folge trafen in der Schweiz Bittgesuche und Hilferufe aus Lagern in Deutschland, Österreich, Polen und der Sowjetunion ein. Bis 1947 dauerte die Einreise der Rückwanderer an,

<sup>53</sup> URS RAUBER, „Heim ins Reich“ geschickt, in: Beobachter, Heft 12 (10. August 2000), [www.beobachter.ch/burger-verwaltung/schweizer-fluechtlinge-heim-ins-reich-geschickt](http://www.beobachter.ch/burger-verwaltung/schweizer-fluechtlinge-heim-ins-reich-geschickt) (Stand: 09.02.2018).

<sup>54</sup> ZEUGIN, Ende einer schweizerischen Kolonisation (wie Anm. 34), S. 34.

<sup>55</sup> Ebd., S. 39 f.

<sup>56</sup> Ebd., S. 41 f.

aber der letzte Rückkehrer, ein Chabager namens Anton Stohler, kam erst 1959 aus der Kriegsgefangenschaft aus Sibirien nach Pratteln (bei Basel) zurück.<sup>57</sup> Die Integration der Schwarzmeerschweizer war oft schwierig und es gab wiederholt Konflikte zwischen den Einheimischen und den Rückkehrern. Kirchen und Behörden wurden vor Aufgaben gestellt, die ihnen neu waren, aber schließlich gemeistert werden konnten.<sup>58</sup>

### ... und Chabag heute?

In seinem „Schlussbericht“ skizzierte Zeugin ein Dorf, wo nicht mehr viel an das einstige Kolonistendorf erinnert. Immerhin gab es noch immer drei welsche Familien. Alle Dorfbewohner waren nun Angehörige einer Sowchose und viele Kolonistenhäuser waren verschwunden, andere verwahrlost. Verschwunden war auch der Gottesacker und die Kirche diente nun als Kino. Einstige Chabager, die als Touristen ihr Dorf am Dnjestr besuchten, „konnten sich in den neuen Verhältnissen nicht mehr zurechtfinden, geschweige wieder heimisch werden“.<sup>59</sup>

Aber offenbar nicht alle: 1989 verließ Paul Thévenaz seine Stelle als Schweizer Postangestellter und wanderte nach Chabag aus. Er kannte das Dorf nur aus den Erzählungen seiner Eltern, denn als sie es 1944 verlassen mussten, war er erst einjährig. In Chabag heiratete er eine Einheimische und betätigte sich wie seine Vorfahren mit Rebbau.<sup>60</sup>

Nachdem bereits 1988 eine Gruppe Waadtländer, Nachkommen der Kolonisten, nach Chabag gereist und von den Lokalbehörden herzlich empfangen worden war, gab es im Herbst 2012 wieder eine große Reise. Gegebener Anlass war der 225. Geburtstag von Louis Samuel Vincent Tardent, dem Gründer der Kolonie. Diesmal waren neben einer Vertreterin der Waadtländer Regierung viele Nachkommen der ehemaligen Schweizer Kolonie und ein russischer Honorarkonsul sowie der ukrainische Botschafter in Bern angereist. Bei der Feier, wo auch russifizierte Nachkommen der Schweizer Kolonisten und der Schweizer Botschafter in Kiew anwesend waren, wurden Blumen auf dem symbolisch wieder hergerichteten Friedhof niedergelegt. Ein Thema waren auch die Renovation der Kirche und der Weinbau. Ein Georgier hat 2003 das Rebland der aufgelösten Kolchose aufgekauft und zu einem modernen Weinbetrieb ausgebaut. Der Ertrag aus 1.100 ha bestockter Fläche geht auch in den Export. Zur großen Kellerei gehört außerdem ein Museum. Beim Rundgang entdeckt der Gast auch die historischen Gewölbekeller mit alten Fässern, in denen zwei große Schweizer Kolonistenfamilien früher ihren Wein ausgebaut hatten,<sup>61</sup> als sie als „Winzer des Zaren“ galten. Heute ist die Kellerei, die rund 1.000 Leute beschäftigt, der größte Weinproduzent der Ukraine, und das Museum als Erinnerungsstätte der Schweizer Kolonisten und ihres Wirkens trägt den Titel „Europäisches Kulturerbe“.<sup>62</sup>

---

<sup>57</sup> Ebd., S. 66.

<sup>58</sup> Ebd., S. 44 ff. Durch seinen Aufenthalt in Chabag im Jahre 1931 war Ernst Zeugin für die Rückkehrer ein wichtiger Mittelsmann, der vor allem im Verkehr mit Behörden und Stellen oft mit Rat und Tat half.

<sup>59</sup> Ebd., S. 48 f.

<sup>60</sup> <https://lesobservateurs.ch/2012/04/24/ukraine-le-retour-a-la-cave-depart-du-vigneron-paul-thevenaz/> (Stand: 06.02.2018).

<sup>61</sup> [https://www.swissinfo.ch/ger/geschichte\\_zurueck-ins-land-der-schweizer-winzer-des-zaren/33511234](https://www.swissinfo.ch/ger/geschichte_zurueck-ins-land-der-schweizer-winzer-des-zaren/33511234) (Stand: 16.12.2016).

<sup>62</sup> <https://lesobservateurs.ch/2012/02/14/une-ancienne-colonie-suisse-leader-du-marche-du-vin-en-ukraine/> (Stand: 06.02.2018).

Noch eine Lese Frucht: Im September 2017 durfte bei Chicago Rodolphe Buxcel seinen 109. Geburtstag feiern. Der damals mutmaßlich weltweit älteste Schweizer ist noch im zaristischen Russland, in Chabag, geboren und nach der Flucht aus Bessarabien in die Neue Welt gelangt.<sup>63</sup> Mit seinem Entschluss, nicht in der Schweiz den Neuanfang zu planen, sondern den Sprung über den Atlantik zu wagen, war der Jubilar keineswegs allein gewesen. Dass er 1950 nach Uruguay reiste, um am Rio Negro Weinbau zu betreiben, hatte damals mit seiner Furcht zu tun, dass Stalin auch noch die Schweiz überfallen werde.

## Zum Schluss

Wie der Untertitel meines Beitrages angekündigt hat, blieb die Geschichte der Schweizer am Schwarzen Meer ohne Happy End. In der Schweiz selbst ist das Wissen über eine Emigration ins zaristische Russland kein Allgemeingut.<sup>64</sup> Erst recht fehlt die Kenntnis über Bauern, die am Schwarzen Meer auch den Ruf als Winzer des Zaren hatten, aber ihr ganzes Werk, Hab und Gut durch Revolution und Krieg verloren haben. Bei aller Marginalität dieser Schweizer Auswanderungen in den Osten lohnt es sich, von ihnen Kenntnis zu nehmen. Sie sind nämlich ein Beispiel für eine Kontinentalmigration, die in einem Zeitraum (erste Hälfte 19. Jh.) erfolgte, als viele Schweizer nach Übersee emigrierten. Obwohl die Geschichte der beiden Schweizer Landwirtschaftskolonien am Schwarzen Meer nach jeweils gut hundert Jahren brutal endete, darf dies nicht den Blick auf die langen Jahrzehnte verstellen, in denen Menschen oft ganz verschiedener Herkunft eine friedliche Gemeinschaft gebildet hatten.

## Nachschrift

In der Ausgabe vom 19. September 2018 der Regionalzeitung „Basellandschaftliche Zeitung“ erfuhr die Leserschaft vom Tod der letzten Zeitzeugin von Schabo: Hochbetagt war im Altersheim von Pratteln Frau Elvira Wolf-Stohler nach einem wahrhaft reichen und erlebnisreichen Leben verstorben.

Geboren wurde sie am 20. Januar 1920 in Schabo als direkte Ur-Ahnin von Hans Martin Stohler, der 1804 mit seiner Familie aus Pratteln nach Bessarabien ausgewandert war.<sup>65</sup> Sie teilte im Zweiten Weltkrieg das Schicksal der meisten Bessarabien-Schweizer und -Deutschen: Vor der anrückenden Roten Armee zog sie im Flüchtlingstreck nach Westen und ließ sich zunächst im Sudetenland nieder. Als die Rotarmisten nahten, ging die Flucht weiter nach Österreich, dann nach Posen. Dort heiratete sie 1944 den Agro-Ingenieur Albert Wolf, den sie von Bessarabien her gekannt hatte. Über Berlin gelang dank den US-Amerikanern die Flucht in ein Flüchtlingslager nach Belgien. Nach dem Krieg reiste das Ehepaar Wolf-Stohler in die Schweizer Heimat, die sie vorher nie gesehen hatten und wo sie wie viele andere einem Misstrauen begegneten, da sie

<sup>63</sup> [https://www.swissinfo.ch/ger/wirtschaft/was-fuer-ein-leben-\\_auslandschweizer-feiert-seinen-109-geburtstag/43496108](https://www.swissinfo.ch/ger/wirtschaft/was-fuer-ein-leben-_auslandschweizer-feiert-seinen-109-geburtstag/43496108) (Stand: 10.02.2018).

<sup>64</sup> Daran hat auch die Tatsache nichts geändert, dass in den letzten Jahrzehnten eine beachtliche Anzahl Forschungsarbeiten über die Migration nach Russland geschrieben worden sind.

<sup>65</sup> Vgl. S. 52.

aus einem Land gekommen waren, das in den Jahren des Kalten Krieges keinen guten Ruf hatte. Zudem sprachen sie mit ihrem „Schabner-Deutsch“ oder „Neu-Schwäbisch“ einen fremdartigen Dialekt. Am 17. August 2018 verstummte die letzte Pratteln-Schabnerin, die ihren Dialekt auch in zahlreichen Gedichten festgehalten hat.<sup>66</sup>

---

<sup>66</sup> <https://www.baselandschaftlichezeitung.ch/basel/baselbiet/von-pratteln-nach-bessarabien-und-zurueck-das-leben-als-fremde-in-der-alten-heimat-133164355> (Stand: 28.06.2019; ebd. auch ein filmisches Ego-Dokument von 23:34 min. Dauer).